



EVANGELISCHE LANDESKIRCHE
IN WÜRTTEMBERG

Informationen für Prädikantinnen und Prädikanten Prädikantenbrief Nr. 61 Januar/Februar 2019

„Suche Frieden und jage ihm nach.“

Psalm 34,15

Liebe Prädikantinnen und Prädikanten,

mit der Losung für 2019 grüße ich Sie herzlich zum Neuen Jahr.

Charles Haddon Spurgeon schreibt in seinem Psalmenkommentar „Die Schatzkammer Davids“ dazu:

„Suche Frieden. Ziehe ihn nicht bloß dem Unfrieden vor, sondern liebe ihn und suche ihn mit allen Mitteln zu fördern. Trachte nach dem Frieden mit Gott, mit deinem eigenen Herzen und mit deinen Mitmenschen, wie der Kaufmann nach einer köstlichen Perle trachtet. Nichts fördert unsere Glückseligkeit wirksamer als der Friede. Streit weckt Leidenschaften, die sich mit bohrender Gewalt ins Herz hineinfressen. Der Zornige mordet sich selbst so gut wie seinen Feind. Und jage ihm nach. Erstrebe ihn mit heißem Begehren. Ach, er ist so schnell verloren, dass in der Tat nichts schwerer zu bewahren ist wie der Friede; aber tu wenigstens dein Möglichstes und wenn Feindschaft sich erheben sollte, lass es nicht deine Schuld sein. Folge dem Frieden nach, auch wenn er dich flieht; nimm dir vor, nie streitsüchtig zu sein. Der Friede, den du so hegst und pflegst, wird in deine eigne Brust zurückkehren und dir eine unversiegbare Quelle des Trostes sein.“

Freundlicherweise hat uns Schuldekan Dr. Harry Jungbauer das Manuskript seines Vortrags beim Landesprädikantentag für diesen Prädikantenbrief zur Verfügung gestellt. Vielen Dank ihm dafür und Ihnen viel Freude beim (Nach-)Lesen!

Ihre Tabea Granzow-Emden

„AUF DER GRENZE“

Hauptvortrag von Pfarrer Dr. Harry Jungbauer, Schuldekan, beim Landesprädikantentag am 21.10.2018 in Aalen



Lieber Herr Dekan Drescher, liebe Frau Pfarrerin Granzow-Emden, vor allem aber: Liebe Prädikantinnen und Prädikanten unserer Landeskirche an ihrem Jahrestag heute hier in Aalen,

die Arbeit der Auslegung von Gottes Wort macht Freude – das werden Sie, liebe Prädikantinnen und Prädikanten sicher bestätigen. Denn würden Sie sonst freie Sonntage mit Gottesdienstterminen fest belegen, sich bei Wind und Wetter aufmachen, womöglich in entlegene Gemeinden Ihres Kirchenbezirks? Sie tun das alles freiwillig und mit großem Engagement – dafür sind wir als Gemeindeglieder und als Pfarrerinnen und Pfarrer sehr, sehr dankbar.

Ja, die Arbeit der Auslegung von Gottes Wort macht Freude – das sage ich gerne als Pfarrer nach 15 Jahren im Pfarramt in Heidenheim und nun seit über sechs Jahren im Amt des Schuldekans für die Kirchenbezirke Aalen und Schwäbisch Gmünd. Es macht so große Freude, dass ich freiwillig im Durchschnitt rund dreimal pro Monat predige, obwohl der Predigtendienst nun (leider) nicht mehr zu meinen unmittelbaren Aufgaben gehört. Das tun zu dürfen, das gibt auch mir selbst sehr viel.

Beides verbindet mich mit Ihnen, den Prädikantinnen und Prädikanten: Diese Freude an der Verkündigung des Evangeliums Jesu Christi, die Spannung, immer wieder auf einer anderen Kanzel und vor einem anderen Altar die frohe Botschaft von Gottes Treue und seinem Liebeshandeln in Jesus Christus weiter zu sagen! Deshalb finde ich es schön, wenn ich in meinen beiden Schuldekansbezirken dann oft auf der Prädikantinnenliste stehe.

Ebenso freue ich mich immer daran, dass ich immer wieder hier vor Ort zu Fortbildungen mit Prädikantinnen und Prädikanten eingeladen werde. Die freundliche Einladung von Frau Pfarrerin Holzwarth-Raitelhuber und

Herrn Litzelmann, die mit sehr großem Engagement und Einsatz sich um die Prädikanten und Prädikantinnenarbeit hier vor Ort kümmern, hat wohl dazu geführt, dass ich für heute eingeladen wurde. Dafür danke ich Herrn Dekan Drescher und Frau Landesprädikantenpfarrerin Granzow-Emden, die daraufhin auf mich zugekommen sind und mich zu diesem Hauptvortrag als Referenten eingeladen haben. Gerne habe ich zugesagt.

Freilich: sie haben mich zugleich vor eine große Aufgabe gestellt. Zum Thema „Auf der Grenze“ soll ich zu Ihnen sprechen, weil wir hier nahe am Limes, der einst bedeutsamsten Grenze des antiken Römischen Reiches leben.

Unser Verhältnis zu Grenzen ist ja oft ambivalent, hat ganz verschiedene Seiten. Alte, ehemalige Grenzen sind oft spannend und faszinieren uns: gerade der Limes als Bollwerk der römischen Zivilisation. Aber auch die innerdeutsche Grenze mit dem entsetzlichen Todesstreifen und mit der ebenso todbringend bewachten ehemaligen Mauer in Berlin – faszinierend, aber zum Glück in den ersten Wochen meines Vikariats 1989 gefallen. Dann können Sie erahnen, wie alt ich schon bin.

Heutige Grenzen erscheinen uns in der Regel als problematisch, wir sind eigentlich froh, in Europa dank des Schengen-Abkommens frei reisen zu können – und doch müssen wir inzwischen unsere Grenzen wieder bewachen und kontrollieren, um Schleuserbanden, die flüchtende Menschen ausbeuten, das Handwerk zu legen.

Insgesamt spüre ich dabei den Wunsch und die Sehnsucht, grenzenfrei oder grenzenlos zu leben, zwischen Ländern, aber auch im übertragenen Sinn. Im politischen Bereich werden Grenzöffnungen so leidenschaftlich debattiert, wie sonst nichts – obwohl wir noch ganz andere Probleme zu besprechen hätten. In der Wissenschaft und auch in manchen praktischen Bereichen werden die einst scheinbar festen Grenzen zwischen Mensch und Tier oder zwischen Frau und Mann in Frage gestellt. Und die Aufgabe der Inklusion, also der gesellschaftlichen Einbeziehung aller Menschen in allgemeine Schulen und Arbeitsplätze, in Vereine und Kirchengemeinden hat als Zielvorstellung ja nichts anderes als eine Gesellschaft, in der niemand sich ausgegrenzt sieht, also eine Gesellschaft ohne Grenzen. Aber wie bei den Landesgrenzen werden wir aus meiner Sicht auch bei anderen Grenzziehungen nur dahin kommen, dass wir den Grenzverlauf großzügiger abstecken – und die Außengrenze Europas ist gewiss weiter als unsere Landesgrenzen. Ganz ohne Grenzen wird es nicht gehen, weil wir Menschen eben grundsätzlich begrenzte Wesen sind.

Würden hier vorne zehn Pfarrerrinnen und Pfarrer gleichzeitig zu Ihnen reden, dann wären mehr Menschen hier ins Reden eingeschlossen, die

schnöde Begrenzung auf einen Redner aufgehoben – aber Sie würden vermutlich nichts verstehen, weil wir nur einem Menschen in derselben Zeit wirklich gut zuhören können.

Das führt mich zur ersten These, bevor ich mich den von Ihnen vorgelegten Grenzen beschäftige:

Als Menschen müssen wir mit Grenzen leben. Wir können ihren Verlauf ändern, Spielräume vergrößern, aber es kann nicht darum gehen, alle Grenzen abzuschaffen. Die vier im Vortrag zu besprechenden Grenzen sind uns deshalb vorgegeben und nicht einfach aufhebbar.

Vier Grenzen haben Sie mir vorgegeben, und so werde ich sie mit Ihnen in der Reihenfolge abgehen, wie sie uns in unserem „Geschäft“, nämlich beim Predigen, bei der Auslegung der Bibel als Gottes Wort an uns, beschäftigen:

Wir beginnen mit der grundsätzlichen homiletischen Dimension, also dem Bereich des Predigens. Da gibt es eine Grenze, vor der wir als Predigerinnen und Prediger immer stehen, nämlich der Grenze zwischen dem, was gesagt werden kann und was nicht mit Worten ausgedrückt werden kann.

Als Zweites wenden wir uns der Grenze zu, die uns in unseren Predigten nach außen, in der politischen Dimension, beschäftigt, nämlich der Grenze zwischen Widerstand und Ergebung (so wohl in Anlehnung an Dietrich Bonhoeffer formuliert), man könnte auch sagen zwischen dem, was wir politisch hinnehmen oder allenfalls vorsichtig kommentieren und dem anderen, wo wir zu Protest und Streik, zu Gegendemonstration ja und eben Widerstand aufrufen sollen oder sogar müssen.

Die dritte Grenze, die es abzuschreiten gilt, ist diejenige der eigenen Grenzerfahrungen in der persönlich-seelsorglichen Dimension. Dabei geht es vor allem um die Frage, welche Rolle diese Grenzerfahrungen, die jeder und jede für sich macht, für unser Predigen spielen.

Schließlich lassen wir im vierten Abschnitt unsere Gedanken noch weit voraus in die Zukunft wandern und bedenken die Grenze im Blick auf die eschatologische Dimension, die Spannung zwischen dem „Schon jetzt“, was hier in dieser Welt gilt und dem, was „noch nicht“ da ist, was für uns aber gewiss in Gottes Reich schon vorbereitet ist. Wie gehen wir damit als Predigerinnen und Prediger um?

Auf jeden dieser „Grenzbereiche“ möchte ich einstimmen mit einem Lied und so bitte ich Sie nun, um Ihre Stimme für das Lied „Kommt herbei, singt dem, Herrn“ – Wir singen von diesem Lied 601 im Gesangbuch die Strophen 1,2 und 6

1. Die Grenze zwischen Sagbarem und Unsagbarem

Die erste Grenze besteht also zwischen dem, was gesagt werden kann und dem, was nicht gesagt werden kann – gerade in unseren Predigten.

Nun werden Sie vielleicht denken: diese Grenze gibt es eigentlich nicht, denn wir merken sie in der Regel nicht. Und doch. Sie ist da und spielt eine wichtige Rolle im Gottesdienst. Denn wenn unser Lied gerade recht hat – und ich denke, der Dichter, Diethard Zils, hat recht, dass ein Lied manchmal mehr sagt als Worte – dann gibt es etwas, was im Lied mehr ausgedrückt werden kann, als es uns in unseren Sätzen in der Predigt möglich ist. Und das gilt ja auch für die Worte, mit denen wir Gottes Gegenwart beschreiben.

Nehmen wir beispielsweise das Abendmahl. Da sei Gott da, weil Brot und Wein in ihrer Substanz verwandelt werden, sagen unsere katholischen Geschwister im Glauben – aber davon merken wir nichts. Um das übernehmen zu können, bräuchten wir einen bestimmten, längst überholten philosophischen Hintergrund. – Es sei nur ein Mahl zur Erinnerung, zum Gedächtnis, sagen dagegen unsere reformierten Geschwister – und dann spüren wir doch am Altar, dass da mehr ist, als wenn wir bei einem Liebesmahl ein Käsehäppchen verzehren oder in geselliger Runde ein paar Chips naschen. „In, mit und unter Brot und Wein“ sei Jesus Christus gegenwärtig, sagt Martin Luther – und damit kommt er wohl der Sache am Nächsten, allerdings nicht, weil er die Gegenwart Gottes ganz präzise beschreibt, sondern weil er gerade einen Raum offenhält, in dem sie zu denken, aber nicht wirklich zu fassen ist. Wie Gott in Jesus Christus wirklich da ist, bleibt sein Geheimnis.

„Deus semper maior“, also: „Gott ist immer noch größer“: dieser philosophisch-theologische Wahlspruch gilt – und er gilt auch für alle unsere Vorstellungen von Gott. Wenn wir also in unseren Predigten über Gott Aussagen treffen, dann können wir dabei nur tastend die Aussagen der Bibel nachbuchstabieren. Nur was Gott selbst von sich preisgegeben hat, können wir über ihn aussagen. Und damit ist diese Grenze sehr klar bestimmt.

Der berühmte Schweizer Theologe des 20. Jahrhunderts, Karl Barth, geht sogar so weit, dass er bereits die Erkenntnis, dass Gott von uns aus zu erkennen unmöglich ist, schon eine Offenbarung Gottes ist. Unser Nachdenken, so meint er, könne nicht einmal Gottes Verborgenheit erreichen. Aber auch wenn man nicht so weit gehen will, ist klar: „Nur Gott in seiner Offenbarung, wie er sich uns in der Bibel zeigt, ist erfassbar, und zwar so, dass er sich selbst denen erfassbar macht, die ihn eben von sich aus nicht erfassen können“.

Man kann es auch mit dem katholischen Theologen Karl Rahner sagen: „Gott kann nur das offenbaren, was der Mensch hören kann“. Und wir könnten ergänzen, was der Mensch sehen, riechen, schmecken und fühlen kann. Wenn der immer noch größere Gott darüber hinaus sich in nicht-menschlicher Weise zeigen würde, hätten wir dafür keine „Antennen“, könnten es gar nicht aufnehmen.

Hören wir also auf Gottes Wort in der Bibel, dann halten wir jene Grenze ein – spekulieren wir darüber hinaus, was Gott vielleicht auch noch tun, auch noch sein, auch noch denken könnte – dann verletzen wir diese Grenze.

Ein klassisches Beispiel dafür sind die Aussagen zur Allversöhnung oder zur Verdammnis von Menschen. Für die Bibel ist Gottes Gericht über die Welt und die Menschheit selbstverständlich zu erwarten – aber sie trifft keine Aussagen darüber, wer im Einzelnen dem Gericht verfällt, oder ob Gottes Wille zum Ziel kommt, wie es in 1. Timotheus 2, Vers 4 heißt, dass Gott will, dass alle Menschen gerettet werden und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen“. Wir müssen daher predigend vom Gericht reden, aber nie so, dass dabei der Anschein erweckt wird, wir wüssten genau über Rettung und Verdammnis Bescheid. Wen Gott am Ende freisprechen wird, und ob das nur ganz wenige oder alle Menschen sind, weiß nur Gott selbst. Eine Allversöhnung kann daher erhofft, aber nicht gepredigt werden – die Verdammnis mancher mag als menschlicher Wunsch über manchen Übeltäter verständlich sein, steht aber wiederum uns nicht zu. Wir können uns und alle Menschen immer nur Gott anvertrauen, wie er sich uns in Jesus Christus gezeigt hat: als der liebevolle Vater, der uns entgegenkommt, der sich in seinem Sohn für uns hingibt und uns durch seinen Geist leiten will.

Weil nun diese Grenze besteht, zwischen dem, was wir von Gott sagen können und was sich unserem Reden entzieht, gilt für unser Predigen aus meiner Sicht eine zweite These:

An der Grenze zwischen Sagbarem und Unsagbarem müssen wir innehalten, sie zu überschreiten würde uns zu unglaubwürdigen philosophischen Spekulanten machen. Dabei dürfen wir durch Gottes Zuspruch den Mut fassen, als Botschafterinnen und Botschafter Jesu Christi – so nennt uns Paulus – von ihm zu reden, indem wir Gottes Offenbarung in Christus auslegend und erklärend weitergeben. Für das, was unsagbar bleibt, sollen wir Raum geben in der Stille und im Schweigen.

In der Geschichte der Menschheit ist freilich zu oft alles Unsagbare verdrängt worden. In falscher Verkündigung hat man dann lauthals verkündet, was Gott angeblich alles will – diese Grenzüberschreitungen der ersten

Grenze geschahen vor allem im politischen Bereich. Ein markantes Beispiel sind die Kreuzzüge unter dem Ruf „Deus vult“, „Gott will es“. Dies leitet über zur Frage der zweiten Grenze, nämlich zwischen Widerstand und Ergebung.

Das Lied dazu heißt: „Komm in unsre stolze Welt“ – Wir singen vom Lied 428 die Strophen 1, 2 und 4.

2. Die Grenze zwischen Widerstand und Ergebung

Während die Grenze zwischen Sagbarem und Unsagbarem vorgegeben ist, kommen wir mit der Grenze zwischen Widerstand und Ergebung in den politischen – und damit dem Menschen prinzipiell anvertrauten – Bereich, in dem diese Grenze völlig verschiebbar erscheint.

Ist die Grenze zwischen Sagbarem und Unsagbarem zu respektieren und zu beachten, nicht zu überschreiten, so gilt es aus meiner Sicht ganz anders, sich an der Grenze zwischen Widerstand und Ergebung beständig zu lagern, stets bereit, sie in die eine oder andere Richtung zu überschreiten.

Wären wir nämlich dazu nicht bereit, dann blieben uns nur die Extreme der beiden Seiten. Auf der einen Seite die völlige Ergebung in die Verhältnisse dieser Welt, ein verinnerlichtes Christentum, wie wir es aus der Geschichte gut kennen, in dem die Kirche zum großen Teil die herrschenden Verhältnisse nicht angetastet hat. Da meinte man: Wer glaubt, hält still, nimmt alles als von Gott gegeben an und freut sich auf das Jenseits bei Gott, wenn er dem Jammertal dieser Erde mit all seinen Prüfungen des Glaubens endlich entronnen ist. So hat man damals gedacht. Spätestens der Holocaust mit den Vernichtungslagern der Nazis hat uns gelehrt, dass wir schon um der Verfolgten willen und um der vom Staat zur Vernichtung bestimmten Menschen willen so nicht leben dürfen und können. Das berühmte Wort von Dietrich Bonhoeffer, man müsse dem Rad in die Speichen fallen, das andere zu vernichten droht, hat sich in unser christliches Bewusstsein mit Recht deutlich eingepägt.

Freilich: die daran anschließende politische Theologie der sechziger und siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts ist nicht selten dem anderen Extrem erlegen. Weit jenseits der Grenze wurde nicht mehr nur der Widerstand im äußersten Notfall, sondern der Widerstand gegen alles und jedes gepredigt. Jede Hausaufgabe eines Lehrers wurde zum Anlass von Widerstand. Und das menschliche Handeln sah man als Allheilmittel gegen jedes Übel in die Welt. Konsequenterweise spielte dann auch das Jenseits und die Hoffnung auf Gottes Reich keinerlei Rolle mehr, sondern die innerweltliche Erfüllung dieser Hoffnung erschien greifbar. Mit – leider immer noch

kursierenden – Versen wie „Christus hat keine Hände, nur unsere Hände, um seine Arbeit heute zu tun. Er hat keine Füße, nur unsere Füße, um Menschen auf seinen Weg zu führen“ (oft als uraltes Gebet bezeichnet) wurde das menschliche Tun absolut gesetzt und der Glaube in reinen Aktivismus umgesetzt.

Sich in eines diese Extrema zu begeben, sollten wir also in unserem Glauben und dann auch in unseren Predigten unbedingt vermeiden.

Vielmehr ist stets zu prüfen, wo wir uns in die Ergebung schicken müssen und auch unsere Hörerinnen und Hörer darauf einstellen – und wo wir mit Recht widerständig leben und predigen, zum Protest aufrufen. Wo menschliche Macht und das Geld von Reichen die Alleinherrschaft anstreben oder schon ausüben – das sagt unser gerade gesungenes Lied dazu – da geht es darum, dies zu überwinden, also diesem Treiben Widerstand entgegen zu setzen.

Wo Geiz und Unverstand regieren, möge Gott uns erwachen lassen, formuliert der Dichter, Hans von Lehndorff. Wir haben freilich inzwischen gelernt, dass der als Gegenmodell damals viel gepriesene Kommunismus mit uns Menschen nicht zu machen ist und dass er genauso in die diktatorische Irre führt wie der entfesselte Kapitalismus auf der anderen Seite.

An der Grenze zwischen Widerstand und Ergebung müssen wir deshalb dicht dran bleiben, wach beobachten, wo die Gottebenbildlichkeit jedes Menschen angetastet oder gar bestritten wird und wo Kern und Wesen unseres Glaubens angegriffen werden. In unseren Predigten gilt es, die genauen Beobachtungen zu benennen, Möglichkeiten aufzuzeigen, wo wir uns ergeben sollten – und wo es sinnvoll sein könnte, zu widerstehen.

Zu beachten ist dabei, dass ethische Fragen in unserer lutherischen Tradition nie kirchentrennend sein dürfen. Das heißt: Wenn wir uns auf verschiedenen Seiten dieser Grenze einordnen, müssen wir darüber zwar streiten, aber wir können und sollen in einer Kirche und Gemeinde bleiben.

Deshalb dürfen wir auch in unseren Predigten im Blick auf diese Grenze unseren Hörerinnen und Hörern zwar klare Positionen zumuten, niemals unsere eigene Position aber völlig absolut setzen.

Was die konkreten politischen Äußerungen zu Fragen der Gesellschaft, der Wirtschaft oder des Handels angeht, so ist eine „unpolitische Kirche“ gewiss nicht möglich. Wir können zum Tagesgeschehen nicht einfach schweigen. Stellen Sie sich vor, am 11. September 2001 stürzen die beiden Türme des World Trade Center in New York nach dem Terroranschlag zusammen – und wir erwähnen das am folgenden Sonntag in der Predigt mit keinem Wort! Das wäre weltfremd.

Andererseits darf die Kirche nicht zur politischen Partei werden, weil ethische Auffassungen auch nicht kirchenbegründend sind. Hier darf ich schlicht den Bibelvers aus 1. Korinther 3 zitieren, den ich zu meiner Ordination ins Pfarramt gewählt habe: Einen anderen Grund kann niemand legen als den, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.

Vielleicht ist das einigen von Ihnen zu wenig als Standortbestimmung – aber auch das wäre dann die passende Überleitung zur nächsten Grenze, nämlich unseren eigenen Grenzerfahrungen. Sie vereint, was der Liederdichter Lothar Zenetti schon im Titel seines Liedes benennt: „Ich steh vor dir mit leeren Händen, Herr“ – Wir singen überleitend Lied 382, die Strophen 1 bis 3.

3. Eigene Grenzerfahrungen

Mit diesem Lied kommen wir nun zum persönlich-seelsorgerlichen Bereich – und damit zu unseren eigenen Grenzerfahrungen. Im eigenen Leben, so unterstelle ich Ihnen aus meiner eigenen Erfahrung, kommt jeder Mensch an die eine oder andere Grenze und macht dabei Grenzerfahrungen.

Die können ganz verschieden sein. Eine Frau, eigentlich auf ein harmonisches Zuhause bedacht, erlebt eine unglückliche Liebe und gerät an einen Partner, der sie schlägt und von dem sie nur schwer wieder loskommt. Ein anderer wird von der Partnerin verlassen, die ihm zugleich die Kinder dauerhaft entzieht, so dass er, eigentlich ein Familienmensch, einsam zurückbleibt. Eine Prüfung nicht zu bestehen oder das eigene Haus wieder verkaufen zu müssen können persönliche Grenzerfahrungen sein. Die Erfahrungen, arbeitslos zu werden oder eine schreckliche Krankheit diagnostiziert zu bekommen gehören dazu, ebenso traumatische Erlebnisse in Kriegszeiten oder als Verbrechensopfer. Der Tod nahestehender Menschen ist meist die tiefste Grenzerfahrung.

Es sind Grenzerfahrungen, weil sie in uns die Frage aufbringen: Wie kann ich damit weiterleben? Und manchmal bringen sie den Wunsch auf, das Leben möge zu Ende sein. Gefühle bewegen dann, die es unmöglich erscheinen lassen, mit dieser Last weiter zu gehen. Das Leben selbst scheint an eine Grenze gekommen.

In der Seelsorge versuchen wir zunächst – ich denke an die Notfallseelsorge am Unfallort oder unmittelbar nach einem Todesfall – diese Grenzerfahrungen mit anderen auszuhalten, zunächst einfach da zu sein. Weitergehend, gibt es Versuche, Perspektiven aufzuzeigen, die scheinbare Grenze doch nicht als unüberwindlich zu sehen. Schließlich gelingt es manchmal, in seelsorgerlich-diakonischer Anstrengung – hier denke ich an

Situationen in der Schuldnerberatung unserer Diakonie – mit einem Menschen seine akute Grenzsituation zu überwinden, einen Weg in die Zukunft zu begleiten, auf dem er die Grenze hinter sich lässt und als verarbeitete Grenzerfahrung sogar positiv mitnehmen kann.

Eigene Grenzerfahrungen können behutsam, je nach Einzelfall, implizit oder in seltenen Fällen auch explizit benannt werden.

In der Predigt haben wir es freilich nicht mit einem einzelnen Gegenüber zu tun, sondern mit einer Gemeinde, in der völlig unterschiedlich erlebte persönliche Grenzen präsent sind. Es wäre eine völlige Überforderung, mit einer Predigt die Grenzerfahrung eines Menschen seelsorgerlich-diakonisch aufheben zu wollen. Ja, selbst aufzuzeigen, welche Perspektiven es in bestimmten Situationen doch noch geben könnte, ist mit erheblichen Schwierigkeiten belastet.

Zunächst müssen wir nämlich anerkennen: Eigene Grenzerfahrungen sind **eigene** (!) Grenzerfahrungen – und deshalb nur sehr vorsichtig zu verallgemeinern! Im schlimmsten Fall liegt niemanden in der sonntäglichen Versammlung diese spezielle Grenzerfahrung der Predigerin nahe. Dann werden die Hörerinnen und Hörer sich eher befremdet abwenden – mit der negativen Schilderung wurde dann der schöne Sonntagmorgen verdorben, aber niemandem geholfen. Eigene Grenzerfahrungen haben immer mit eigenen Grenzen zu tun – andere haben möglicherweise andere Grenzverläufe. Deshalb rate ich hier zur Vorsicht! – Von positiven glücklichen Erfahrungen zu reden, ist viel einfacher.

Bei Predigten müssen wir deshalb sehr genau prüfen: Welche Funktion hat die Darstellung der eigenen Grenzerfahrung? Will ich im tiefsten Herzen ein Stück Mitleid erwecken? Will ich meine Erfahrung als besonders wichtig in den Mittelpunkt stellen? Oder ganz anders: Soll es so wirken, dass ich ein Mensch „wie die anderen“ bin, also auch meine schrecklichen Erfahrungen habe? Aber dann muss ich mich fragen: Taugt speziell diese Grenzerfahrung dazu?

Will ich der Grenzerfahrung ihren Schrecken nehmen (eine Prüfung zu versammeln ist nicht so schlimm) oder gar Lust auf die Grenzerfahrung machen (Wer es einmal erlebt hat, auf der Straße zu leben, den erschreckt nichts mehr)? Oder will ich abschrecken?: So schlimm ist eine Scheidung. Sie richtet die Partner völlig zugrunde. Hütet Euch davor! – Das kann leicht sehr moralisch arrogant werden. Wie wirkt das auf Menschen, die mit einer Scheidung leben müssen?

Besonders warnen möchte ich vor modellhaften Darstellungen der Reaktion auf Grenzerfahrungen. An einem Beispiel will ich Ihnen davon erzählen.

In meinem Vikariat war an einem Sonntag ein Prediger aus einer Partnergemeinde zu Gast. Anlässlich der Auslegung einer Wundergeschichte kam er darauf zu sprechen, dass ja nicht in jeder Krankheit ein Heilungswunder geschehe – soweit, so gut. Dann freilich begann er, das wahre Wunder in der Art und Weise zu beschreiben, wie ein Mensch mit seinem Sterben umging und erzählte dazu ausführlich vom Leidensweg seiner eigenen Mutter. Diese habe in einer schweren Krebserkrankung täglich Psalmen gebetet, nach dem Lesen der Losung sei sie stets aufgeheitert und gelassen geworden und habe täglich, noch an ihrem Todestag, mit ihm Loblieder für Gott gesungen. So sei sie am Ende friedlich eingeschlafen.

Diese persönliche Grenzerfahrung nehme ich dem Pfarrerskollegen ab. Er hat das gewiss gut beobachtet. Es war für ihn sicher selbst hilfreich, den Weg seiner Mutter so zu erleben.

Dabei saß allerdings eine noch junge Krebspatientin aus der Gemeinde in der Reihe hinter mir. Ein Jahr zuvor hatte ich deren Mutter beerdigt – sie hatte nun genau dieselbe Krankheit und es war bereits mit hoher Wahrscheinlichkeit klar, dass sie nur noch wenige Monate zu leben hatte. Nach dieser Predigt kam sie völlig verzweifelt auf mich zu und sagte: „So kann ich das aber nicht. Ich kann keine Loblieder singen. Mir hilft das nicht. Am besten, ich komme gar nicht mehr in die Kirche“. In mehreren Gesprächen konnte ich sie davon überzeugen, einen ganz eigenen Weg des Glaubens in ihrer Grenzsituation zu gehen – aber die Musterhaftigkeit jener Predigterzählung war ein großes Hindernis dabei.

Eine vorsichtige Andeutung und vor allem weitere, andere Möglichkeiten, im Glauben mit einer solchen Krankheit zu leben, wären hier in der Predigt nötig gewesen. Noch besser erscheint es mir, die eigene Grenzerfahrung zwar als Hintergrund anzudeuten, sie aber nicht als Lebensmuster oder Vorbild einer ganzen Gemeinde anzubieten.

Dasselbe gilt übrigens bei eigenen Grenzerfahrungen, die noch gar nicht überwunden sind. Hier haben Gemeinden großes Verständnis, wenn in der Predigt etwas davon anklingt. Es macht die Predigerin, den Prediger menschlich, wenn eigenes Unvermögen, eigene Hilflosigkeit eingestanden werden.

Dabei darf allerdings dieses Eingeständnis nie zum eigentlichen Predigtinhalt werden, denn wir verkündigen nicht uns selbst, sondern Jesus Christus, dass er der Herr ist, wie Paulus in 2. Korinther 4, 5 betont. Wenn etwa – so habe ich es aus einer gewissen Distanz einmal erlebt und immer wieder erzählt bekommen – über Monate hinweg in den Predigten ein tragischer Todesfall im engsten Familienkreis vorkommt und ausführlich besprochen wird, dann trifft das zunächst auf herzliche Anteilnahme. Auf

Dauer aber empfinden sich die Predigthörerinnen und -hörer in ihren Erfahrungen nicht mehr ernst genommen. Hier ist es besser, dann mit der Predigtarbeit auszusetzen.

Predigend möchte ich daher auf der einen Seite dieser Grenze bleiben. Das heißt: ich möchte deutlich machen, dass mir solche Grenzerfahrungen nicht fremd sind. Dazu kann ich die eine oder andere Andeutung machen, ohne meine Biographie auszubreiten. Dann möchte ich vor allem Verständnis wecken für Menschen, die in ähnlicher Situation sind, so wie Jesus für die Menschen seiner Zeit in ihren Grenzsituationen Verständnis aufbrachte.

Auf die Kanzel gehören aber aus meiner Sicht keine einfachen Rezepte zur Krisenbewältigung (etwa: wer Liebeskummer hat, suche eben eine neue Beziehung. Gott hat für jeden Menschen einen Partner vorgesehen). Es gehören auch nicht endlose Wiederholungen eigener Krisensituationen hin, seien sie bewältigt oder unbewältigt, vor allem auch kein Verharren in der Tiefe.

Wir neigen viel zu oft dazu, das Schwere im Leben tief auszuloten und bei brillanten, aber schwermütigen Analysen zu bleiben – die Lösung kommt dann ganz am Schluss – und diesen „Sprung“ machen die Hörerinnen und Hörer dann kaum noch mit. Wenn es gelingt, in der Summe und jenseits aller Erfahrungen behutsam zum Leben in einem neuen Licht hinzuführen, ist den Menschen wohl am besten gedient.

Bilder von umfassendem Frieden, von gelingendem Leben, das aber vielfältig und nicht musterhaft daherkommt, haben sich für mich da sehr hilfreich erwiesen. Diese Bilder führen weiter und bedrängen mich doch nicht in meinem eigenen Leben. Und damit komme ich zu einem Lied, das solche Bilder aufnimmt und uns von einer Zukunft singen lässt, die noch nicht ist – und doch schon hier beginnen kann. Singen wir. „Es wird sein in den letzten Tagen“ – Lied 426, Strophe 1 bis 3.

4. Die Grenze zwischen „Schon jetzt“ und „Noch nicht“

Eine letzte Grenzbestimmung, die Sie mir aufgetragen haben, steht noch aus, weil jede Predigt sich mit dieser Grenze beschäftigen muss – jedenfalls jede Predigt, die tatsächlich Verkündigung des Evangeliums sein will. Denn was Gott mit uns vorhat, ist bereits mit dem Leben, Leiden, Sterben und Auferstehen Jesu angebrochen – aber sein Kommen steht noch aus. In dieser Spannung leben wir als Christenmenschen.

Diese Spannung muss man auch in unseren Predigten spüren können, und deshalb ist bei der Grenze zwischen dem „Schon jetzt“ und „Noch nicht“ eine besondere Haltung nötig. Für uns selbst wie für die Hörerinnen und Hörer muss klar sein: wir stehen im Diesseits dieser Grenze, fest auf dem Boden. Wir leben nicht schon in Gottes vollkommenem Reich. Wir haben es mit den Gegebenheiten dieser Welt zu tun, auch wenn Paulus mit Recht sagt, dass das vergehende Gegebenheiten sind. Trotzdem gehört hier der nötige Realismus zum Predigen. Wer bereits Detailansichten der neuen, göttlichen Stadt liefert, entfernt sich aus der Gemeinschaft der irdisch Glaubenden.

Denn auch die Bilder der Bibel, besonders in der Offenbarung des Johannes, bieten kein fotografisches Abbild von Gottes neuer Welt und keinen Fahrplan dorthin. Wir bleiben im Jetzt.

Aber: wir richten unseren Blick immer schon auf das, was da angesagt ist, was kommt. Eine Predigt, die nur auf das Diesseits sieht und dafür mehr oder weniger gute Ratschläge präsent hat, mag eine praktische Handreichung für den Alltag sein – Evangelium, frohe Botschaft, ist sie mit Sicherheit nicht, denn diese Welt allein ist keine Grundlage des Evangeliums. Es braucht zwingend den Blick hinüber, wie es nach Gottes Willen sein soll, wie es sein kann mit Gottes Hilfe und sein wird, wenn er uns in sein Reich holt beziehungsweise sein Reich endgültig und offenbar zu uns kommt. Dabei müssen wir die Fehler früherer Jahrhunderte vermeiden, in denen der sehn-süchtige Blick ins Jenseits oft zur Ablenkung von durchaus veränderbaren irdischen Missständen wurde. Genau das hat ja dann unserem Glauben die gehässige Einordnung von Marx und Lenin eingebracht, wir predigten das „Opium des Volkes“ oder das „Opium für das Volk“, also eine süchtig machende Sinnesvernebelung, die nur der Machtausübung der Herrschenden dient.

Der angeblich „reine Seelsorger“, der „kein Wanstsorger“ werden soll, also keiner, der für den Bauch, fürs Stillen des Hungers sorgt, so in Gerhart Hauptmanns „Die Weber“) ist die böse Karikatur eines Predigers. Ebenso aber fällt derjenige, der nur im Diesseits verhaftet bleibt und von Gottes neuer Welt nichts weiß, aus der Rolle des christlichen Predigers heraus.

Vielmehr sind gerade durch den Blick auf Gottes Reich die Verhältnisse dieser Welt kritisch zu betrachten und die Hoffnung auf eine radikale Veränderung durch Gottes Kommen in Jesus Christus zu stärken. Damit wären wir dann allerdings wieder an der Grenze zwischen Ergebung und Widerstand, von der bereits die Rede war.

Der Platz an der Grenze zwischen dem, was jetzt schon verwirklicht ist von Gottes Reich und dem, was noch kommen soll, ist also ein höchst spannender Platz.

Beiden Seiten hingegeben – als Mensch in dieser Welt und also Bote Jesu Christi schon mit dem Bürgerrecht im Himmel, wie es Paulus nennt (2. Korinther 5), ausgestattet – dürfen wir die Weltbeziehung nicht verlieren, müssen aber unbedingt Gottes Ziele, sein Reich zur Sprache bringen, soweit uns das möglich ist.

So schließt sich der Kreis: auch im Blick auf die eschatologische Spannung gibt es Unsagbares, wie im Blick auf Gott selbst.

Wir stehen also als Predigerinnen und Prediger immer an allen vier Grenzen gleichzeitig: dort, wo wir voller Ehrfurcht erkennen müssen, dass wir Gott nie voll-ständig erkennen, sondern nur das von ihm sagen können, worin er sich tatsächlich gezeigt hat, nämlich in Jesus Christus. Diese erste Grenze können wir nur achten und wahren.

Dann stehen wir an der Grenze zwischen Widerstand und Ergebung, die wir immer wieder in die eine oder andere Seite überschreiten müssen, nach sorgfältiger Abwägung, und ohne unsere Position zum Maßstab für alle zu machen. Christlich geglaubt werden kann stets auf beiden Seiten dieser Grenze, es ist nur zu fragen, mit welcher Glaubwürdigkeit für die Welt.

Die dritte Grenzziehung, nämlich die der eigenen Grenzerfahrungen, des eigenen Leidens und Ringens mit Gottes Wegen, die er für mich bereitet hat: diese Grenzziehung sollte, so hatte ich gesagt, nur ganz vorsichtig in der Predigt durchscheinen. Im Respekt vor den womöglich ganz anderen Grenzverläufen im Leben der Gemeindeglieder verbietet es sich, jeden Menschen an meine persönlichen Grenzen zu führen und diese zum Hauptthema zu machen. Wo sie freilich seelsorgerlich hilfreich erscheinen, mögen sie mit der gebotenen Rücksicht aufgenommen werden.

Schließlich hatten wir die vierte Grenze als einen spannenden Ort entdeckt, an dem wir ganz auf der eine Seite, im Diesseits, beim „Schon jetzt“ stehen, immer aber den Blick auf Gottes neue Welt, hinüber, richten und von daher auch die Gegenwart bedenken.

Nun wünsche ich Ihnen bei der weiteren Vorbereitung Ihrer Predigten, dass Sie Ihren guten Platz bei den vier Grenzen finden. Vielleicht haben Sie ihn längst gefunden. Aber vielleicht kann eine solche Standortbestimmung helfen, die Freude an unserem Predigen zu stärken und das Evangelium von Jesus Christus noch klarer in die Gemeinden und die Welt leuchten zu lassen. Vielen Dank.



ABSCHIED VON UNSERER SEKRETÄRIN DAGMAR HOFFMANN

Elf Jahre war Dagmar Hoffmann als Sekretärin im Landesprädikanten- und Landesmesnerpfarramt tätig.

Am 28. November 2018 haben wir sie in den Ruhestand verabschiedet.

Vielen von Ihnen ist ihre Stimme vom Telefon bekannt. Eine große Zahl von Prädikantinnen und Prädikanten hat sie auch bei Studientagen und Landesprädikantentagen erlebt.

Mit ihrer freundlichen und warmherzigen Art hat sie für das leibliche und seelische Wohl in der Prädikantenarbeit gesorgt. Auch für die Mesnerinnen und Mesner hatte sie immer ein offenes Ohr. Im Evangelischen Bildungszentrum Haus Birkach war sie für viele Mitarbeitende eine hilfsbereite Ansprechpartnerin.

Der Abschied fällt uns nicht leicht.

Wir danken ihr von Herzen die gute Zusammenarbeit und ihr vielfältiges Engagement.

Für ihren Ruhestand wünschen wir ihr:

„Dass Erde und Himmel dir blühen,
dass Freude sei größer als Mühen,
dass Zeit auch für Wunder, für Wunder dir bleib
und Frieden für Seele und Leib.“

Kurt Rose (EG 569)

Für das Team im Landesprädikanten- und Landesmesnerpfarramt
Tabea Granzow-Emden

TRAUER

Verstorben ist

Ursula Kastner, 58 J., Prädikantin im Kirchenbezirk Degerloch.

Wir befehlen sie in Gottes Hand und nehmen Teil an der Trauer ihrer Angehörigen:

„Das ist die Botschaft, die wir von ihm gehört haben und euch verkündigen: Gott ist Licht, und in ihm ist keine Finsternis.“

(1. Johannes 1,5, Lehrtext vom 22.09.2018, dem Todestag von Ursula Kastner).

Herausgegeben vom Landespfarramt für Prädikantenarbeit

PfarrerIn Tabea Granzow-Emden, Evangelisches Bildungszentrum Haus Birkach,
Landesprädikanten- und -mesnerpfarramt,

Grüninger Str. 25, 70599 Stuttgart; Telefon: 0711 45804-9410

Fax 0711 45804-9407; Mail: tabea.granzow-emden@elk-wue.de

Konto: EBZ Prädikantenarbeit BW Bank Stuttgart | Konto Nr. 2 423 692 | BLZ
600 501 01 BIC/S.W.I.F.T.-Code: SOLA DE ST | IBAN: DE65 6005 0101 0002
4236 92 www.praedikanten-mesner.de

Foto S. 2: Caroline Bender